



Pfarrer Gottfried Wilhelm Locher

Predigt zum 4. Advent, 21. Dezember 2014

«Eine unbegreifliche Störung des Gewohnten»

Denn mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Gutsherrn, der am frühen Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg einzustellen. Nachdem er sich mit den Arbeitern auf einen Denar für den Tag geeinigt hatte, schickte er sie in seinen Weinberg. Und als er um die dritte Stunde ausging, sah er andere ohne Arbeit auf dem Marktplatz stehen, und er sagte zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg, und was recht ist, will ich euch geben. Sie gingen hin. Wiederum ging er aus um die sechste und neunte Stunde und tat dasselbe. Als er um die elfte Stunde ausging, fand er andere dastehen, und er sagte zu ihnen: Was steht ihr den ganzen Tag hier, ohne zu arbeiten? Sie sagten zu ihm: Es hat uns niemand eingestellt. Er sagte zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg! Es wurde Abend und der Herr des Weinbergs sagte zu seinem Verwalter: Ruf die Arbeiter und zahl ihnen den Lohn aus, angefangen bei den Letzten bis zu den Ersten. Und als die von der elften Stunde kamen, erhielten sie jeder einen Denar. Und als die Ersten kamen, meinten sie, dass sie mehr erhalten würden; und auch sie erhielten jeder einen Denar. Als sie ihn erhalten hatten, beschwerten sie sich beim Gutsherrn und sagten: Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgestellt, die wir die Last des Tages und die Hitze ertragen haben. Er aber entgegnete einem von ihnen: Freund, ich tue dir nicht unrecht. Hast du dich nicht mit mir auf einen Denar geeinigt? Nimm, was dein ist, und geh! Ich will aber diesem Letzten gleich viel geben wie dir. Oder ist es mir etwa nicht erlaubt, mit dem, was mein ist, zu tun, was ich will? Machst du ein böses Gesicht, weil ich gütig bin? So werden die Letzten Erste sein und die Ersten Letzte.

Matthäus 20,1-16

Die Geschichte

Die heutige Geschichte ist sehr alt. In der neutestamentlichen Forschung besteht weitgehend Konsens darüber, dass sie von Jesus selber erzählt worden ist.¹ Nur den Schlusssatz hat vermutlich Matthäus ergänzt. Gerade der ist sprichwörtlich geworden: ‚Die Ersten werden die Letzten sein.‘ Ganz genau so steht’s freilich nicht im Text, aber darauf kommen wir noch.

Für die Menschen, die Jesus damals in Galiläa zuhörten, ist die Geschichte alltäglich. „Viele mittlere und große Bauergüter wurden damals mit Tagelöhnern bewirtschaftet“², das kam billiger sogar noch als Sklaven. Wenn nämlich Unfälle geschahen, war das nicht das Problem des Arbeitgebers. Und bei Todesfällen hatte man auch keinen finanziellen Schaden. (So ging das damals. Was uns daran erinnern könnte, welche kostbare Errungenschaften Krankenkassen und Invalidenversicherungen sind.) Die Bezahlung war relativ schlecht. Für einen Tag Arbeit gab’s typischerweise einen Denar. Zum Vergleich: „Für einen Denar konnte man sich 10-12 kleine Fladenbrote [...] kaufen.“³ Für einen Ochsen schuftete ein Tagelöhner 100 Tage lang.

Der Gutsbesitzer kommt also frühmorgens auf den Marktplatz, heuert Männer an und schickt sie in seinen Rebbereich. Ungewöhnlich ist, dass er noch dreimal zurückkommt, ein zweites Mal zur

¹ Luz, 1997, 141.

² Luz, 1997, 146.

³ Luz, 1997, 146.

dritten Stunde, also um 9 Uhr. (So wird übrigens in den Klöstern immer noch das Stundengebet berechnet, die Zählung beginnt um 6 Uhr morgens, Mittag ist dann die sechste Stunde.) Zur sechsten Stunde kommt er wieder, zur neunten noch einmal. Es ist schon später Nachmittag, als er zur elften Stunde noch ein viertes Mal kommt und Tagelöhner sucht. „Was steht ihr den ganzen Tag da, ohne zu arbeiten?“ Die Frage zeugt nicht gerade von Fingerspitzengefühl: „Es hat uns niemand eingestellt“, lautet die offensichtliche Antwort. Man wüsste gerne, weshalb nicht. Sind das die Unqualifiziertesten unter den Ungelernten? Alte, Kranke und Schwache? Oder sind sie schlicht zu spät aufgestanden? In irgendeiner Form sind es jedenfalls die, von denen wir sagen würden: Das sind die Letzten.

Warum soll es denn jetzt noch Arbeit geben, so spät noch? Musste vielleicht unbedingt noch geerntet werden, bevor ein Herbstregen kam?⁴ Davon steht nichts im Text. Und lohnen kann sich das ja kaum mehr, der Arbeitsweg dauert ja auch noch, danach bleibt kaum mehr Zeit, bevor es eindunkelt. Man wundert sich über diesen Arbeitgeber und seine wenig überzeugende Anstellungspraxis.

Der monetäre Affront

Und doch: Gearbeitet wird schon noch, bis zum Sonnenuntergang. Dann aber ist Schluss, nun wird der Lohn verteilt. Liebe Gemeinde, was würden Sie denn erwarten, wie das gehen soll? Was fänden Sie gerecht? Vermutlich das, was die Arbeiter auch gerecht gefunden hätten. Wer am längsten schuftet, bekommt am meisten Geld. Wer erst nach der Mittagshitze dazu stößt, bekommt sicher weniger. Und wer kurz vor Feierabend noch auftaucht, der bekommt natürlich am wenigsten. Alles andere ist ungerecht.

Aber es kommt anders. Matthäus inszeniert einen richtigen *Showdown*, plötzlich ist da ein Verwalter, und der erhält vom Herrn den Auftrag, alle zusammenzutrommeln und dann öffentlich die Löhne auszubezahlen, so dass jeder sieht, was der andere verdient. Spätestens jetzt wird klar, dass etwas nicht stimmt, dass dieser Zahltag nicht so verläuft wie üblich. Tatsächlich: Zuerst bekommen die Letzten ihren Lohn, einen Denar. Das entspricht freilich einem ganzen Tageslohn, obwohl sie ja nur kurz mit von der Partie waren. Genau gleich viel bekommen dann die Ersten, die, die einen Tag lang gearbeitet haben. Und prompt geht der Streit los: „Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgestellt, die wir die Last des Tages und die Hitze ertragen haben.“ Wer würde sich nicht auch ärgern? Und doch, der Gutsherr hält sich ja eigentlich an sein Versprechen. Er zahlt, was er versprochen hat: „Freund, ich tue dir nicht unrecht. Hast du dich nicht mit mir auf einen Denar geeinigt?“ So war’s tatsächlich abgemacht mit den Ersten, und so wurde auch ausbezahlt, eigentlich kein Grund, sich zu ärgern.

Invidia!

Wo liegt also das Problem? Das Problem ist eine sehr menschliche Sache. Das Problem ist etwas, das uns alle mehr oder weniger stark, mehr oder weniger häufig plagt: Neid, *invidia*, das uralte Laster. Neid: Leiden am Glück der andern. Es ist ein schreckliches Leiden, weil wir es für uns behalten müssen. Wir schämen uns für den Neid. Wer gibt schon gern zu, dass er nicht die Größe hat, sich daran zu freuen, dass ein Anderer etwas kriegt, was er selber auch gern gehabt hätte? Nein, es ist ein einsames Leiden. Wir fressen das in uns hinein, bis wir gelb sind – gelb vor Neid. Der Niederländer Pieter Bruegel (der Ältere) hat ein Bild gemalt vom Neid, er nennt ihn das „HORRENDUM MONSTRUM“. Das Monstrum plagt die Menschen, ihre Gesichter sind schmerzverzerrt, griesgrämig und bitter. Nicht, weil es ihnen schlecht ginge, sondern weil es andern gut geht. Neid: das Leiden am Glück der andern.

⁴ Luz, 1997, 147, Fn. 6.

Wie bei den Arbeitern im Weinberg, bei allen, die länger schufteten mussten fürs gleiche Geld. Kennen Sie das Gefühl, liebe Schwestern und Brüder, das Gefühl, jemandem etwas so richtig zu neiden? Kennen Sie die Bitterkeit, und die Einsamkeit, das mit niemandem teilen zu können?⁵

Neider sind Verlierer

Wenn ja, dann hat sich Ihnen dieses sperrige Gleichnis schon ein wenig enthüllt. Warum sind Erste Letzte? Weil diese Ersten vom Neid zernagt werden.⁶ Sie leiden, nicht weil es ihnen schlecht geht, sondern weil es anderen gut geht, daran leiden sie. Wir könnten anfügen: Sie haben ja auch allen Grund, so ungerecht, wie sie behandelt worden sind. Aber ist das wirklich so? Ist es nicht eher so, dass alles kein Problem wäre, wenn sie von der Entlohnung der Letzten nichts gewusst hätten? Der Deal wurde ja beidseitig eingehalten: ein Arbeitstag, ein Denar. Nur der Vergleich macht neidisch. Aus den Ersten werden, was die Zufriedenheit angeht, die Letzten.

Liebe Gemeinde, diese Geschichte ereignet sich täglich. Es geschehen doch ständig Dinge, die sind nicht gerecht – nicht so jedenfalls, wie wir das gerecht finden würden. Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg ist auch ein Porträt von dir und von mir. Und es ist wohl bezeichnend, dass uns das hauptsächlich dann auffällt, wenn wir zu denen gehören, die mehr schufteten mussten als andere. Wenn wir unseren Denar fast geschenkt bekommen, dann finden wir das ganz in Ordnung. So sind wir halt. Die Geschichte spricht vom Leben, wie es ist, ungeschminkt.

Eine unbegreifliche Störung des Gewohnten

Aber das Gleichnis hat mehr zu bieten. Wie immer, wenn Jesus Geschichten erzählt: Er spricht nicht nur von dem was ist, sondern auch von dem, was erst noch kommt.⁷ Das Gleichnis ist deshalb auch eine Adventsgeschichte der besonderen Art. Jesus spricht nicht nur von unserer Welt, sondern auch von seiner. Seine Geschichte ist ein Ärgernis. Würden Arbeitgeber nämlich tatsächlich so zahlen, bekämen sie bald keine Leute mehr, die bei ihnen arbeiten wollen. Verständliche Lohnpolitik funktioniert anders. Was wir hier sehen, ist eine „unbegreifliche Störung des Gewohnten“⁸. Hier trifft eine andere Wirklichkeit auf die unsere. Hier geht's nicht so, wie wir uns das gewöhnt sind. Alle bekommen gleich viel. Nicht nach Leistung wird bezahlt, sondern nach – ja wonach eigentlich?

Unberechenbar frei

Wie begründet der Gutsbesitzer seinen Entscheid? Hier wird die Geschichte zum Gleichnis. Der Gutsbesitzer ist eben gleichzeitig auch Gott. Und der Weinberg ist auch die Welt, und die Arbeiter sind auch die Menschen, und der Tag ist das Leben, und der Abend der Lebensabend. Sonnenuntergang? Vielleicht dann wenn wir Menschen vor Gott treten. Aber wird jetzt wirklich entlohnt?

Der Text sagt auf eigenartige Weise ja und nein zugleich.⁹ Zuerst das Nein, denn das steht im Mittelpunkt: Nein, es gibt keinen Leistungslohn. Gott rechnet nicht so. Gott rechnet offensichtlich überhaupt nicht, alle bekommen ja dasselbe. Wer da ist, wird berücksichtigt, jeder gleich. Es genügt, da zu sein. Es genügt, ja gesagt zu haben: Ja, ich komme in deinen Weinberg arbei-

⁵ „Eine Reaktion der Tagelöhner wird nicht mehr erzählt; die »Krise«, die in der Geschichte entstanden ist, wird nicht gelöst. So muß jede einzelne Leserin und jeder einzelne Leser die mit »du« formulierte Schlußfrage V 15b selbst beantworten.“ Luz, 1997, 140.

⁶ Anders John Nolland: "[...] though no doubt the latecomers could be envied for the ease with which they had gained the full day's pay, full-day workers feel negative sentiment towards the landowner; not [towards] the other workers [vv. 11-12]. The sentiment is resentment, not envy, resentment is plainly visible in their eyes." Nolland 2005, 812.

⁷ "An eschatological context is intrinsic to the parable and reinforced by the positioning after 19, 27-29." Nolland, 2005, 812.

⁸ Harnisch, Gleichniserzählungen, 190 f., zit. nach Luz, 1997, 141.

⁹ „Es werden auch nicht Gnade und Lohn einander gegenübergestellt. Im Gegenteil! Die Gnade gegenüber den letzten besteht ja gerade darin, dass sie ihren Lohn erhalten, aus lauter Gnade.“ Luz, 1997, 151.

ten. Alles andere ist Gnade. In diesem Gleichnis steckt das ganze „Evanglium in nuce“¹⁰, in komprimierter Form. Und doch: Einen Lohn verteilt der Gutsherr allemal. Da ist die Geschichte eindeutig. Wie viel gearbeitet worden ist, ist dem Gutsherrn egal, aber *dass* gearbeitet wurde, das nicht. Das Gleichnis findet einen Mittelweg zwischen Werkgerechtigkeit und Gnadenautomatik. Der Gutsherr ist frei, jedem zu geben, wie es ihm beliebt. Gott bleibt Gott. Seine Gnade ist unberechenbar.¹¹ Was er gerecht findet, ist und bleibt seine Sache.¹²

Und sein Geheimnis! Seien wir ehrlich, alle Theologie ändert nichts daran, dass wir die Geschichte ungerecht finden. Allen gleich viel geben (oder eben gleich wenig), das funktioniert nicht, nicht hier auf Erden.

Liebe Gemeinde, und bei dieser Spannung sollten wir es auch belassen, einmal mehr. Jesu spricht immer von beidem, von der Welt, die ist, und von der Welt, die kommt. Jesus schafft eine Spannung, die wir gerade nicht auflösen dürfen, wenn wir ihn ernst nehmen. Was er sagt, ist und bleibt ein Affront. Sein Gleichnis ist und bleibt eine Provokation. Gottes Gerechtigkeit unterscheidet sich von unserer Gerechtigkeit.

Leben im Advent

Aber eine Brücke zwischen den beiden Welten, eine solche Brücke baut uns Jesus in jedem Gleichnis, auch im heutigen. Ihm geht es nicht nur um das, was noch kommt, sondern auch um das was ist, was jetzt schon ist. Hier und jetzt gilt nämlich, dass es sinnlos ist, sein eigenes Glück am Glück der anderen zu messen. Immer findet sich jemand, der bekommt etwas, was wir nicht haben. Immer finden wir einen Grund, neidisch zu sein; Neid: das Leiden am Glück der anderen. Ganz werden wir dieses Laster wohl nie los, es gehört zu uns, wie vielleicht auch die Überheblichkeit oder der Geiz. Aber es macht doch einen Unterschied, ob wir uns gegenüber wenigstens ehrlich sind, ob wir wahrnehmen, was da in uns abgeht. Wir können mindestens versuchen, hie und da nicht kampflos den Neid über uns regieren zu lassen. Sich freuen an dem vielen, das einem im Verlauf des Lebens so geschenkt wird: Wer das kann, der hat jetzt schon eine Ahnung von dem, was einmal sein wird. Das ist die Brücke zwischen dem, was ist und dem, was kommt: Freue dich an dem vielen, was Gott *dir* schenkt, unabhängig davon, was Gott anderen schenkt. Und wenn er dich dann fragt: „Machst du ein böses Gesicht, weil ich gütig bin?“, dann antworte fröhlich: Ich mache kein böses Gesicht. Mir geht es gut, dank dir, Gott sei Dank.“

Wer das sagen kann, aus vollem Herzen, der bekommt eine leise Ahnung davon, wie es denn zu- und hergehen könnte in jenem kommenden Reich, von dem Jesus spricht. Dort, wo Letzte Erste werden und Erste Letzte,¹³ dort wo allen alles geschenkt wird, dann, am Abend, dann, nach Sonnenuntergang, besser gesagt: dann, wenn es erst richtig hell wird, dann, wenn wir die Dinge so sehen, wie sie wirklich sind.

Bis dann leben wir im Glauben, nicht im Schauen. Oder in einem Wort, bis dann leben wir im... Advent.

Literaturverzeichnis Luz, Ulrich: *Das Evangelium nach Matthäus. Mt 18-25, EKK I,3, Zürich 1997.* Nolland, John: *The Gospel of Matthew. A commentary on the Greek text, NIGTC, Grand Rapids 2005.*

¹⁰ A. Jülicher, Gleichnisreden II 471, zit. nach Luz, 1997, 141.

¹¹ „Wird der Gnadenlohn zum allein bestimmenden Prinzip, so entsteht die Gefahr, daß die Menschen ihn beanspruchen können. Diesen Mißbrauch Gottes hat die Reformation nicht gewollt, aber sie hat ihn nicht immer vermieden.“ Luz, 1997, 153.

¹² „Am ehesten zielt die Parabel gegen menschliche Versuche, die Gerechtigkeit und die Güte Gottes so miteinander zu verbinden, daß das eine zum Maß des anderen wird: Dann *darf* entweder Gott nicht mehr gütig sein, weil dies das Prinzip der Gerechtigkeit nicht zuläßt, oder er *muss* gegen alle gütig sein, weil alle aufgrund des Gleichheitsprinzips Güte *beanspruchen* können. Die Parabel zielt also auf die *Freiheit* des gerechten Gottes, gütig zu sein.“ Luz, 1997, 151.

¹³ „Schon Johannes Chrysostomus ist aber aufgefallen, daß er [V. 16] sie [die Geschichte] nicht richtig zusammenzufassen scheint: »Dort (d.h. in V 1-15) deutet der Herr an, daß alle den gleichen Lohn zu gewärtigen haben, nicht, daß die einen ausgeschlossen, die anderen zugelassen werden« [PG 58, 612]. V. 16 müßte von der Parabel her eigentlich sagen, daß die letzten *wie* die ersten sein werden. [Thomas von Aquino, Lectura, 1648].“ Luz, 1997, 153 f.